

ZWISCHENWELT

LITERATUR / WIDERSTAND / EXIL

36. Jg.

Nr. 3a

November 2019

Euro 3,-

SFr 4,-

„Konvent der Bücher“

Gegen die Einsamkeit der Autobiografien

Menschen, die im Faschismus und Nationalsozialismus verfolgt, vertrieben wurden und Widerstand leisteten, haben uns viele schriftliche Zeugnisse hinterlassen, die fortbestehen, auch wenn sie selber nicht mehr Zeugnis ablegen können. Sie erzählen darin von ihrer Kindheit und Jugend, ihren beruflichen Ambitionen, politischen Plänen, kulturellen Prägungen, und sie erzählen von den vielen, oft so verschiedenen Stationen eines mehrfach durch gewaltsame Brüche aus der Bahn geratenen Lebens.

Wer eine Autobiografie schreibt, tut das mit größter Konzentration und stellt sich seine Fragen selbst. Sie oder er möchte nicht nur den eigenen Kindern und Enkeln etwas über ihre Herkunft erzählen, sondern setzt auch einen Akt bewußten Widerstands – gegen ein Vergessen, das nur den auf Wiederholung blutigen Wahns Sinnenden helfen kann, gegen die Banalisierung des Geschehenen und die Herabwürdigung der Verfolgten, der „Opfer“, zu einer bloß ziffernmäßig erfassten Masse.

Vor einem Jahr verkündete der Österreichische Rundfunk den Beginn einer „Neuen Erinnerungskultur“. Der Beitrag hob mit der Feststellung an: „73 Jahre nach Kriegsende verändert sich mit dem allmählichen Verlust der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auch das Gedenken an den Holocaust. Die Medien übernehmen das Erinnern ...“ Und zwar, wie es wörtlich heißt, durch „Einsatz“ neuer Mittel, als da sind „Computerspiele, Onlineplattformen, Apps“. Gefilmte Interviews mit ZeitzeugInnen sollen deren Verlust kompensieren.

Mit keinem Wort wird erwähnt, dass die Verfolgten schriftliche Zeugnisse hinterlassen haben, die es in der Tat zu würdigen gilt. Aber in einer Welt, in der alles verfügbar und verwaltbar sein muss, werden die einst Verfolgten nur als Funktionalisierbare

benötigt. Als Filmmaterial lassen sie sich leichter in geläufige Schemata einfügen.

Wenn wir einen „Konvent der Bücher“ ausrufen, geht es uns um ein Eintreten für die Würde der Verfolgten, geht es uns um die Erschließung eines ungeheuer reichen Bestandes von biographischen Zeugnissen, um einen Zugang zur politischen Aufklärung, der sich den Verfolgten und dem Widerstand verpflichtet weiß.

Wir fangen heuer an, indem wir einige Jugenderinnerungen von später Verfolgten zur Sprache bringen, im Wissen, dass Widerstand, heute wie damals, nicht aus der Pistole geschossen kommt, sondern im Leben eines Menschen immer eine Vorgeschichte hat, ein Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit etwa, das nicht in Zynismus ertränkt worden ist.

Wir wenden uns an alle, die Autobiografien Verfolgter mit Anteilnahme gelesen und für sich entdeckt haben, an die HerausgeberInnen und VerlegerInnen ebenso: Macht mit, veranstaltet Lesungen, schreibt kleine Einführungen in die Texte oder schickt uns Vorschläge – wir fangen heuer mit dem „Konvent der Bücher“, der Begegnung der Autobiografien an und wollen jedes Jahr mit wechselnden Schwerpunkten fortsetzen.

Alexander Emanuel, Konstantin Kaiser, Verena Mermer

Mit Unterstützung des Vereins zur Förderung und Erforschung der antifaschistischen Literatur, der Theodor Kramer Gesellschaft, des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus

Elfriede Jelinek

Das flüchtige Jetzt

In der Stille oder im Lärm, der Verwandte umgibt, ahnt man heimlich, daß man mit ihnen zusammenhängt, daß sie dazu aber auch noch in ihrem eigenen Zusammenhang sozusagen schwimmen, daß sie umschlossen werden von ihrer Geschichte, jeder von seiner, und die Geschichte ist oft keine schöne Stelle im Gras, die man sich aussuchen kann, um sich niederzusetzen und auszuruhen. [...]

Gerade deshalb muß immer wieder zu uns geredet werden, über die Menschen vergangener Zeiten und ihre Wahrheit, die gleichzeitig ihr Leben war. Und am besten ist, wenn diese Menschen selber sprechen, auch wenn sie schon im Abreisen sind.

Elfriede Jelinek: „Das flüchtige Jetzt“. In: Claire Felsenburg: Flüchtlingskinder. Wien 2002, 7f

Stella Rotenberg

UNGEWISSEN URSPRUNGS

Vom Eintreffen der deutschen Truppen in Österreich im März 1938 an wußte ich dumpf, daß ich eine Auslandsreise werde vorbereiten müssen. Das war weniger meiner politischen Einsicht zuzuschreiben als einem Gefühl des Untergangs, das mich bis zu meiner Einreise in England nicht verließ und mich davor bewahrte, in Holland zu bleiben. Nun weiß ich nicht mehr, wie ich die Bewilligung bekam, in die Niederlande einzureisen; wo ich die Adresse von jenem Mann in Leiden erfuhr, der mich als Haushaltshilfe anforderte; wie lange es dauerte, bis ich das Visum bekam, wann ich es bekam.

Ich erinnere mich an das nächtelange Anstellen vor den verschiedenen Ämtern, um alle Papiere zusammenzubekommen, die für einen Paß nötig waren, und daran, daß ich schließlich meinen „J“-Paß erhielt. Es hat ungefähr neun Monate gedauert, ehe es so weit war.

Im Sommer 1938 traf ich zufällig ein mir von der Schule her bekanntes Mädchen, das mir die Adresse vom Home Office in London und den Namen der Beamtin gab, die für das Einbringen von Frauen im Alter von 18 bis 45 Jahren als Hausgehilfinnen nach Großbritannien zuständig war. Ich schrieb an diese Adresse, und die Beamtin versprach mir in ihrer bejahenden Antwort, mich – da ich Medizinstudentin gewesen war – als Pfleger-Lehrling in einem Krankenhaus anzustellen.

Zwischen den zwei Weltkriegen gab es in England eine Knappheit an Hauspersonal. Die britischen Arbeitermädchen, besonders die in den Städten, zogen es vor, in Fabriken zu arbeiten, und verheiratete Frauen arbeiteten nur stundenweise im Haushalt anderer Familien. So kam es, daß viele Hausfrauen, hauptsächlich Jüdinnen, gefährdete Frauen aus Deutschland und Österreich als Dienstmädchen anforderten und für sie Garantie leisteten. Die Visa waren gewöhnlich für einen Zweijahresaufenthalt ausgestellt. Es

gab auch nicht genug Arbeitskräfte in Spitälern, und so konnten Ärztinnen, gelernte Krankenschwestern, Medizin- und Biologiestudentinnen als Pflegepersonal in Krankenhäusern Arbeit und Unterkunft finden. Es scheint also, daß ich zwei Ansuchen gleichzeitig laufen hatte, eines um Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung in den Niederlanden und eines um dasselbe in Großbritannien. (Es bedrängt mich oft, daß ich dadurch einer anderen die Lebensmöglichkeit weggenommen haben mag, aber ich weiß, daß die Flüchtlinge, die in Holland verblieben sind, nicht überlebt haben.)

Zur Zeit meiner Ausreise im März 1939 hatte ich nur das holländische Visum. Mein Bruder war im Juli 1938 geflüchtet: Er hatte versucht, in die Schweiz, nach Liechtenstein, Belgien, Holland zu entkommen, aber es gelang ihm nicht. Schließlich kam er in Kiel auf einen Dampfer, der in Schweden anlegte. Dort ließ man ihn ohne Namen, ohne Papiere, ohne Geld landen. Er schrieb selten und sehr vorsichtig, um uns nicht noch mehr zu gefährden – drängte aber deutlich auf meine Ausreise. Als es dann im März 1939 wahrscheinlich schien, daß die Deutschen die Tschechoslowakei besetzen würden und man nicht sicher sein konnte, daß es trotz des Münchner Abkommens nicht zum Krieg kommen werde, verließ ich – mit Paß und holländischem Visum – Wien.

Ich kam nach siebzehnstündiger Fahrt frühmorgens in Köln an, wo ich umsteigen mußte, und die Zeitungen verkündeten: „Unser Führer in der Tschechoslowakei!“ Da fing ich zu weinen an – wohl nicht allein deswegen – und habe sechs Wochen lang wenig anderes getan als geweint.

Die Holländer hatten – vielleicht dachten sie, Großbritannien und Frankreich würden den Krieg erklären – ihre Grenzen gesperrt; aber nach einigen Stunden liefen die Züge wieder, und am Abend desselben Tags war ich in Leiden. [...]

Aus: Stella Rotenberg: Ungewissen Ursprungs. Gesammelte Prosa. Hg. und mit einem Nachwort v. Siglinde Bolbecher. Mit Bildern v. Hildegard Stöger. Wien 1997, 65-67

Stella Rotenberg, geboren 1916 in Wien, musste 1938 ihr Medizinstudium an der Universität Wien abbrechen und über die Niederlande nach Großbritannien flüchten. Im Exil begann sie 1940 Gedichte zu schreiben, später auch Prosa, die sie in den Bänden „Gedichte“ (Tel-Aviv 1972), „Die wir übrig sind“ (Darmstadt 1978), „Scherben sind endlicher Hort“ (Wien 1991), „Ungewissen Ursprungs“ (Wien 1997) veröffentlichte. Obwohl oder gerade weil ihr Gedichte von schlanker Schönheit und gedanklicher Prägnanz gelungen sind, die in ihrer Auseinandersetzung mit der Shoah und ihren Folgen von höchster Aktualität sind, blieb sie in ihrem Herkunftsland Österreich weitgehend unbeachtet. 2001 erhielt sie den erstmals vergebenen Theodor-Kramer-Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil.

Stella Rotenberg lebte von 1948 bis zu ihrem Tod 2013 in Leeds.

Im Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft erschienen: Ungewissen Ursprungs. Gesammelte Prosa. Hg. und mit einem Nachwort v. Siglinde Bolbecher. Mit Bildern v. Hildegard Stöger. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 1997; An den Quell. Gesammelte Gedichte. Hg. v. Siglinde Bolbecher u. Beatrix Müller-Kampel. Wien 2003.

INHALT

	1	„Konvent der Bücher“
Elfriede Jelinek	1	Das flüchtige Jetzt
Stella Rotenberg	2	UNGEWISSEN URSPRUNGS
Louise Werner	3	Jetzt verboten
Annette Richter	3	BLACKOUT
Redaktion		
„Konvent der Bücher“	6	Autobiografische Zeugnisse im Zusammenhang
Berthold Viertel	7	Kindheits-Saga
Berthold Viertel	10	Zwei Gedichte
Trude Krakauer	10	Ballade vom Niewiederland

Impressum: Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands. Erscheint im Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft seit 1984 vierteljährlich in Wien.

Herausgeber: Konstantin Kaiser, Vladimir Vertlib, A-1020 Wien, Engerthstr. 204/40. www.theodorkramer.at

Eigentümer, Verleger: Theodor Kramer Gesellschaft (TKG). – Die TKG bemüht sich durch geduldige Arbeit um Verständnis für Literatur und Kultur des Exils und des Widerstands.

Redaktion der Ausgabe: Alexander Emanuely, Konstantin Kaiser und Verena Mermer.

Louise Werner Jetzt verboten

Meine Tante ist verhaftet worden, weil sich in ihrer Wohnung mehr als fünf Personen versammelt hatten. Das ist jetzt verboten und ein Nachbar hat sie angezeigt. Für meine Mutter beginnt die Serie der „Häfenbesuche“. Ich erfahre, dass mein Vater Jude ist – ich hatte ihn immer für einen Katholiken gehalten, der nicht in die Kirche geht – und dass er und seine Geschwister jetzt gefährdet sind.

Ab der zweiten Klasse ändert sich meine Schule. Im Fach Geschichte bekommen wir eine begeisterte Nationalsozialistin, Nazisse I. Ich bin in einer geschichts- und politikbewussten Familie aufgewachsen und weiß längst, dass ich einmal Geschichte studieren will. Daher bin ich oft die Einzige, die bei einer Frage aufzeigt. In solchen Fällen blickt Nazisse I demonstrativ über die Klasse und sagt geziert: „Also weiß das niemand?“

Annette Richter BLACKOUT

Kleiner Bericht über ein alltägliches Exilleben

Es ist etwas Seltsames auswandern zu müssen: heute hat man noch Vater, Mutter, ein Elternhaus, Geschwister, einen Gefährten, ein Heim, eine Arbeit – und morgen ist das alles vorbei. Der Gefährte bleibt allein im verlassenen Heim, die alten Eltern flüchten in ein unbekanntes Elend, über das Elternhaus machen sich Hyänen her ... Ich konnte mich lange nicht zur Flucht entschließen, bis ein Ereignis den letzten Anstoß gab. Ein Polizist ging hinter meinem Mann her und sagte: „Bitte, drehen Sie sich nicht um – gehen

Ein SS-Mann mit Totenkopf-Kragenspiegel kommt uns entgegen. „Die da“, raunt eine Frauenstimme neben uns, „die mit dem Totenkopf, das sind die Mörder.“ Eine kleine, schmale, dunkelhaarige Frau gleitet durch die Menge davon. Wenn wir doch wirksamen Widerstand leisten könnten! Aber meine Mutter nimmt den Vorfall zum Anlass, mir wieder einmal einzuschärfen, vorsichtig zu sein.

*Aus: Louise Werner: „... aber mir hat der Marxismus besser gefallen!“
Erinnerungen 1931 bis 2001. Herausgegeben von Verena Mermer.
Wien 2018, 31f*

Louise Werner (Pseudonym), geboren 1928 in Wien. Besuch des Konservatoriums, Studium der Geschichte. Tätigkeiten als Haushaltsarbeiterin, Geigerin, Sekretärin und Bibliothekarin. Verantwortliche für Kinder- und Jugendliteratur und Verfasserin von Rezensionen an der Städtischen Bücherei Wien. Louise Werner verstarb am 6. März 2018 in Wien.

Sie ruhig weiter – aber hören Sie! Schicken Sie die Jüdin endlich weg! Wir bekommen täglich Anzeigen – wir können sie nicht mehr verschwinden lassen.“

In dem großen Haus in Meidling hat uns nie jemand belästigt, obwohl wir in Rassenschande miteinander lebten. Aber nun wurde mir klar, daß ich auch die Freiheit, vielleicht das Leben meines Mannes bedrohte. Ich entschloß mich, von dem

Louise Werners Leben beginnt mit einer Kindheit im Roten Wien und unter dem Austrofaschismus. Kurz vor ihrem zehnten Geburtstag muss sie die Machtergreifung der Nationalsozialisten miterleben. Ihr nach den Nürnberger Gesetzen jüdischer Vater, Angehöriger einer Widerstandsgruppe, wird 1944 im KZ Warschau ermordet. Als überzeugte Sozialistin kritisiert Werner die großen Versäumnisse nach der Befreiung. Sie sieht sich erneut mit autoritären Denk- und Handlungsmustern konfrontiert, mit den Auswirkungen rechter Männerbünde und politischer Seilschaften auf das „Private“, auf Frauen und Kinder.

Louise Werners Autobiographie liest sich als Lehrbuch für konkrete Empörung. Nicht ein Distanzieren und Verachten wird nahegelegt, sondern ein genaues Benennen und Bekämpfen dessen, was schief lief in der Zweiten Republik.

Louise Werner: „... aber mir hat der Marxismus besser gefallen!“
Erinnerungen 1931 bis 2001.
Herausgegeben, glossiert und mit einem Vor- und Nachwort versehen von Verena Mermer. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 2018. 191 Seiten. ISBN 978-3-901602-76-4. Euro 18,00



Dienstbotenpermit, das mir meine Schwester schon vor einiger Zeit geschickt hatte, Gebrauch zu machen. Am 22. August 1939 verließ ich Wien.

Es war nicht nur für uns ein denkwürdiger Tag. Die headlines der Zeitungen lauteten: RIBBENTROP FÄHRT ZU STALIN EINEN NICHTANGRIFFSPAKT ZU UNTERZEICHNEN. Die Schalterbeamtin, bei der ich mein Reisegepäck versichern ließ, sagte: „Ihnen geht's gut, Sie können ausreisen!“

Auf dem Weg bis Aachen mußten wir Juden zweimal den Waggon wechseln. Wir hätten ja durch Mitreisende etwas schmuggeln können.

Nach mehrtägigem Aufenthalt bei Verwandten in Antwerpen kam ich am 1. September in London an. Von den 10 Mark, die ich mitnehmen durfte, hatte ich noch einen halben englischen Shilling. Aber das störte mich nicht, wußte ich doch, daß meine Schwester auf dem Victoria Bahnhof auf mich warten werde. Aber der 1. September war der Tag, an dem Hitler in Polen einmarschiert war. Zwei Tage später erklärte England ihm den Krieg. England war im Krieg und auf dem Victoria Bahnhof wurden bereits Truppen verladen. Ich stand auf dem Bahnhof Liverpoolstreet. Ich war zu unerfahren und mein Englisch zu schwach, um den Stationsvorstand zu bitten, meine Schwester anrufen zu lassen und zu verständigen. Was tun? Vor allem wollte ich meine beiden Koffer loswerden. Ich gab also dem Träger meine letzten 6 pence, damit er meine Koffer zur Aufbewahrung bringe. England ist bis heute wahrscheinlich das einzige Land, wo man die Depotgebühr im Voraus bezahlen muß. Ich hatte aber nicht einen einzigen penny. Also setzte ich mich auf meinen Koffer und weinte. Die Tränen waren mir ja in diesen Tagen ständig in den Augen. Ein junger Mann kam vorbei, begriff die Situation, ergriff meine Koffer, drückte mir bald den Garderobenschein in die Hand und war verschwunden, ehe ich noch thank you stammeln konnte. Ich betrat um 10 Uhr abends die bereits verdunkelte Liverpoolstreet, denn der black out hatte mit diesem Tag eingesetzt. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand. Auf einem Zettel hatte ich drei Adressen: die meiner Schwester, die von der Flüchtlingsorganisation und die von der jüdischen Herberge. Diesen Zettel reichte ich einem Schutzmann und fragte, welche der drei Adressen zu Fuß erreichbar wäre. Der Bobby zog sofort einen Shilling aus der Tasche

und erklärte mir, daß ich jetzt, in der Nacht, nicht gehen könne, und wie ich die jüdische Herberge erreichen kann. Sofort wieder in Tränen ausbrechend, ließ ich den Bobby mit seinem Shilling stehn und begann durch das mir völlig unbekannte London zur Herberge zu wandern. Unvergesslich die Silhouette der Türme des Tower. Gegen 11 Uhr erreichte ich mein Ziel. Der alte Jude, der Nachtdienst hatte, wollte mich nicht gehen lassen. „Sie bleiben da, essen ein gutes Nachtmahl, schlafen hier, und morgen früh bringen wir Sie zu Ihrer Schwester.“ Widerwillig und böse, nach vergeblichem Zureden, gab er mir schließlich das Fahrgeld und die nötigen Auskünfte. Bis ich meine vor ihrem Haus auf und ab patrouillierende Schwester traf, war es lange nach Mitternacht.

Am nächsten Tag zur Arbeitsvermittlung für Flüchtlinge. Männer durften ja keine Arbeit annehmen, es sei denn, mit ihren Frauen zusammen als Butler-Ehepaar, Köchin und Gärtner. Dutzende arbeitssuchende Frauen, denn die allermeisten der bereits bewilligten Dienstbotenpermits waren ungültig geworden. Wir Deutsche und Österreicherinnen waren über Nacht zu FEINDLICHEN AUSLÄNDERINNEN geworden, und niemand wollte sich einen Feind ins Haus nehmen. Da alle Anstrengungen, eine Arbeit zu bekommen, fruchtlos waren, erhielt ich drei Wochen lang je ein Pfund, um nicht zu verhungern. Von den arbeitslos herumsitzenden Frauen erfuhr ich, daß in einem Priesterseminar im Norden von London Personal gesucht werde. Unter der Bedingung, daß auch meine Schwester eingeteilt werde, wurde ich Speisesaalmädchen, d.h., ich hatte den ganzen Tag Geschirr zu waschen, wir errechneten 1.447 Stück am Tag. Maschinen gab es damals noch nicht. Meine Schwester durfte die zellenartigen Räume der ca. 100 Studenten, Badezimmer und Aborte in Ordnung halten. Als sie ihren österreichischen Verlobten heiratete, verlor sie den Posten; der Herr Direktor wollte kein verheiratetes Personal.

Ich blieb bis zu den Semesterferien Ende April, um dann einen Posten bei einem kinderlosen Ehepaar anzunehmen. Das war der aus vielen Krimis bekannte Russelsplatz, mitten im Universitätsviertel, und hier lernte ich die Engländer von ihrer guten Seite kennen. Meine Gnädige war ein Schatz. Sie fragte mich, ob ich einen Kochkurs besuchen wolle – Apfelstrudel ist ja sicher gut, aber sie wollte doch ihre Speisen haben. Da ich nie abgelehnt habe, etwas zu lernen, ging ich mit Begeisterung vormittags in eine vornehme Kochschule, um abends meine neuen Künste,

Dora Schimanko, mit ihren 78 Jahren trotzdem eine junge Autorin, beschreibt in ihrer spannenden und aufwühlenden Familienchronik gekonnt, manchmal poetisch, sogar amüsant anmutend, dann traurig stimmend Alltagssituationen zwischen Normalität, Verfolgung und Exil.

„Warum so und nicht anders“ bietet dank seiner literarischen Qualität einen eindringlichen Einblick in jene Zeit, die der Shoah voranging. Es folgen die Jahre der Verfolgung und man erfährt, wie die sechsjährige Dora den Kindertransport nach Großbritannien erlebt. Die Autorin erzählt in den letzten Kapiteln auch über die Zeit nach 1945, über den Tod ihrer Mutter 1980 und über die Briefe, die sie im Nachlass findet und dank denen sie vieles erst erzählen konnte.

Dora Schimanko gelingt es mit diesem Buch, ihre Familie, zu der Walter Schiff, Sir Karl Popper und Käthe Boll-Dornberger gehören, „aus dem Museum der toten Vergangenheit“ zu holen und sie lebendig zu machen.

Dora Schimanko: Warum so und nicht anders. Die Schiffs: Eine Familie wird vorgestellt.

Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2011. 173 Seiten. ISBN 978-3-901602-43-6. Euro 15,90



Langusten im Rohr gebraten, frischer Lachs in Wein gekocht, zu produzieren. Es war ein herrlicher Dienstplatz. Nach dem Frühstück setzte sich meine Gnädige auf den Küchentisch und besprach mit mir das Dinner. Dann ging ich ans Telefon, rief den Fleischhauer, den Gemüsehändler, den Fischhändler an und bestellte. Es wurde umgehend geliefert, obwohl es im zweiten und dritten Kriegsjahr war. Am Ende des Monats kamen die Rechnungen, meine Gnädige stellte Cheques aus, die der Bursch mitnahm. Den Fischhändler mußte ich täglich anrufen wegen der fünf Katzen, die ich zu betreuen hatte. Auch der Papagei war in meiner Hut. Der Affe war rücksichtsvoll genug gewesen, einen Tag vor meiner Ankunft das Zeitliche zu segnen. Nur seinen Käfig mußte ich noch putzen. Nach dem Frühstück kam die Bedienerin Geschirr waschen, aufräumen. Ich war um zehn vor 6 Uhr abends frei, um mir London anzusehen – und ins Konzert zu gehen. Mit Einbruch der Dunkelheit erlosch jedes gesellige Leben. Wir hatten den „Blitz“. Das war die Abkürzung für Hitlers Blitzkrieg. Täglich um 6 Uhr setzten die Sirenen ein und erst am Morgen wurde Entwarnung gegeben. Auf meinem Dienstplatz hatten wir im Keller einen Schutzraum wie ein Schlafzimmer eingerichtet. Natürlich wäre das nie ein Schutz vor einem Volltreffer gewesen, aber, wenn es mir gelungen war, meine fünf Katzen und den Papagei Guru einzufangen und bei mir einzusperren, konnte ich ein paar Stunden schlafen.

Ein kleines Erlebnis, weil es auch ein bißl lustig war. Ich ging jeden Tag in den Keller mit einem kleinen Kofferchen, das mein und meiner Schwester gesamtes Vermögen enthielt. Ich ließ es unbedacht am Eingang stehen, und während ich schlief, kam ein Dieb, nahm vom Nachttisch meine Handtasche, die nur ein Pfund enthielt, ließ den Koffer unbeachtet stehen, weil er meinte, daß darin doch eh nur Unterwäsche sein werde. Die Handtasche ohne das Geld wurde dann in einem Löschtank gefunden.

Als eines Tages eine Landmine vor unserem Haus einschlug und sich einbohrte, mußten wir in eine Untergrundstation gehen, wo man meinte, geschützt zu sein. Dieses Schicksal teilten wir mit tausenden Londonern. Um 6 Uhr, bei Ertönen der Sirenen, rannten von allen Seiten Menschen zu den U-Bahn-Stationen, Mütter mit Kleinkindern am Arm und dem Bettzeug, Junge, Alte, jeder suchte in der U-Bahn Schutz. Bis ein Uhr nachts ratterten die Züge jede zweite Minute durch, dann war Ruhe bis 5 Uhr. Wenn wir aus der U-Bahn entstiegen, sahen wir die Verwüstungen, die in der letzten Nacht angerichtet worden waren. Man kletterte über Schutt und zerstörte Häuserzeilen. So fand ich eines Morgens unser Nachbarhaus in Trümmern. Sie hatten

Glück, sagte der Luftschutzwart, der mich schon kannte. 400 Tote hier am Russelsplatz. – Wie begräbt man 400 Tote? – Nichts geblieben zum Begraben. –

Ende 1942 begriffen die Engländer, daß die Flüchtlinge besser eingesetzt werden könnten, und wir bekamen Arbeitserlaubnis für Büroarbeit. In der Heimatlosigkeit der Emigration wurde mir der Austrian Labour Club (ALC) zur Heimat. Dem ALC gehörten nur Mitglieder der österreichischen Sozialdemokratie an. [...] Am 2. August 1942 las Theodor Kramer bei uns. – Natürlich hatten wir Feiern am 1. Mai (die Engländer feierten ihn am darauffolgenden Sonntag) und Republikfeiern am 12. November. [...]

Dann kam der VICTORY DAY. Unbeschreiblicher Jubel. Noch keine Straßenbeleuchtung. Fremde umarmten und küßten einander, Piccadilly, Regentstreet, Oxfordstreet, Tanz, Gesang, ein Freudentaumel.

Lassen Sie mich abschließend noch von einer Aktion erzählen. Nach Beendigung der Kampfhandlungen fuhren englische Abgeordnete jeder Couleur nach Österreich, um sich an Ort und Stelle über die Verhältnisse zu unterrichten. Unsere Freundin, Abgeordnete Barbara Ayrton-Gould war unter den ersten. Davon berichtete sie im Radio zur besten Zeit, Sonntag 20 Uhr. Sie erzählte in ihrer schlichten englischen Art, wie sie in Wien zwischen zerbombten Häusern über Schutt geklettert sei, wie in Coventry, wie in London. Sie sah ausgehungerte Menschen durch die Straßen schleichen, Mütter, die mangels jeder Fahrgelegenheit ihre Kinder in Spitäler trugen u.s.w. Der Widerhall war ungeheuer. Am nächsten Tag rief sie den ALC und das Austrian Centre an, Hilfskräfte in das Quäkerhaus zu schicken. Marianne Pollak beorderte mich, und ich nahm mir zwei Tage Urlaub im Büro. Ich blieb eine Woche weg. Das Quäkerhaus hatte uns ein Zimmer zur Verfügung gestellt, wir waren vier Frauen und ein Mann, Barbara kam einige Male im Tag zu sehen, was es gibt. Damals wurde nach sechs Kriegsjahren, noch fünf mal im Tag Post zugestellt. Nach jeder Zustellung kamen zwei Hausarbeiter mit einem Wäschekorb von Briefen und schütteten den Inhalt auf den Fußboden, und wir fünf stürzten uns auf die Arbeit.

Viele Briefe begannen damit: Es war schon Sonntag abend und ich hatte noch keine Gelegenheit, meine Sonntagstat zu leisten. Als ich ihren erschütterten Bericht hörte, wußte ich, was ich zu tun habe. In solchen nicht eingeschriebenen Briefen befanden sich ein oder mehrere Pfundnoten. Es kamen Kinderbriefe mit Briefmarken, ich erinnere mich einer Arbeiterhand, die einer

„Waunst den Mund aufmachst, kommst nach Dachau“, war damals ein geflügeltes Wort. Die Nationalsozialisten versuchten gar nicht, die Existenz von Konzentrationslagern abzuleugnen. Im Gegenteil. Sie begannen von Anfang an eine Einschüchterungskampagne gegen allfällige Oppositionelle, und dazu gehörte auch die Drohung mit Konzentrationslagern sowie der Nimbus der allmächtigen und allgegenwärtigen Gestapo, die überall ist und alles weiß. Aus: *Walter Stern: Das Überleben hat gelohnt. Erinnerungen eines Metallarbeiters und Betriebsrates. Wien 2008, 33f*
Walter Stern wurde 1924 geboren und verbrachte seine Kindheit und Jugend im „Roten Wien“. In den 30er Jahren, sein Interesse gilt mehr dem Fußball als der Politik, machte er als Jude erste Erfahrungen mit dem stark zunehmenden Antisemitismus, vor dem er im August 1939 nach Palästina flüchtete – seine Eltern wurden vom NS-Regime ermordet. 1945 arbeitete er bei der Suche nach Nazi-Kriegsverbrechern mit, ab 1947 war er in der KPÖ und später in der GE (Gewerkschaftliche Einheit) aktiv. 2008 erschien im Verlag des ÖGB „Das Überleben hat gelohnt. Erinnerungen eines Metallarbeiters und Betriebsrates.“

Fünfpfundnote ohne Unterschrift die Worte beifügte: Ich weiß, was Hunger ist. Es kamen tausende Briefe mit Cheques ohne ein Begleitwort, und wir mußten die Banken anrufen, um Name und Adresse des Spenders zu erfahren, Wo wir keine Auskunft bekamen, schrieben wir den Dankbrief an die Bank. Ich öffnete ein Kuvert und fand einen Scheck mit einer Stecknadel an eine Zeitungsschleife geheftet. Ich fragte Barbara Gould, wie es möglich sei, daß ein Mann, der 100 Pfund verschenken kann, nicht ein Briefpapier verwendet und drauf schreibt: VIEL GLÜCK. Barbara antwortete: „Siehst du, er kann 100 Pfund verschenken, weil er im Leben noch nie ein Blatt Papier verschwendet hat.“ Wir haben fünf Tage lang Briefe geöffnet. Fast jeder enthielt den Satz: Danke, daß Sie mir Gelegenheit geben zu helfen.

Aus: Zwischenwelt Jahrbuch 4: Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien. Hg. v. S. Bolbecher, K. Kaiser, Donal McLaughlin, J.M. Ritchie. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 1995, 30-35

Annette Richter, Schauspielerin, Schriftstellerin und Übersetzerin, 1902 in Wien geboren, gelernte Goldschmiedin und Schauspielerin (Arbeiterbühne in Baden bei Wien). Sie emigrierte im August 1939 nach London, wo sie im Austrian Labor Club mitarbeitete. 1946 nach Wien zurückgekehrt, heiratete sie den ehemaligen sozialdemokratischen Nationalratsabgeordneten Paul Richter. Sie war Gründungsmitglied der Theodor Kramer-Gesellschaft und übersetzte 1969 *The Jew and the Cross* von Dagobert David Runes ins Deutsche. Annette Richter starb 1988 in Wien.

Redaktion „Konvent der Bücher“

Autobiografische Zeugnisse im Zusammenhang

Die autobiografischen Zeugnisse von Überlebenden der Konzentrationslager, Exilierten und WiderstandskämpferInnen müssen als ein großer, zusammenhängender literarischer Corpus gesehen werden, der insofern eine neue Periode des Autobiografischen – wenn man so will: eine neue Gattung – darstellt, als dass die AutorInnen mit bislang unerhörten Problemen und Ereignissen konfrontiert sind bzw. waren.

Auf einige zu wenig beachtete Charakteristika und Aspekte autobiografischer Exilliteratur wollen wir hinweisen.

Erstens die doppelsinnige Einsamkeit der AutobiografInnen – sie befinden sich als Schreibende in einer isolierten Position, wissen nichts oder wenig über die gleichzeitigen Bemühungen anderer; erst in einer späteren Phase des Exils intensiviert sich die Verständigung über die im Exil geschaffene Literatur bis hin zu dem New Yorker Projekt eines Kompendiums der Exilliteratur, aus welchem dann Franz Karl Weiskopfs Sammlung „Unter fremden Himmeln“¹ entstanden ist. Zugleich aber ist ungewiss, an welche menschliche Gemeinschaft, an welche Instanzen sie sich adressieren können – die Wahrscheinlichkeit, auf sich selbst zurückgeworfen zu bleiben, ist größer als die irgendeiner Resonanz.

Noch im Jahr 1981 betitelte Willy Verkauf-Verlon die erste Fassung seiner Erinnerungen diesem Grundgefühl gemäß mit „Flaschenpost mit Fragezeichen“, Botschaft eines Schiffbrüchigen von einer menschenleeren Insel.

Zweitens: Die Autobiografie als Hort der Rettung untergegangener Orte und verlorener Menschen, Rettung in die Erinnerung eines Wien, eines Prag, eines Czernowitz, eines Berlin der Vorkriegszeit, Rettung in die Erinnerung der von den Nazis ermordeten oder zu Tode gequälten Eltern, Verwandten – nicht in ihrem Tod werden sie gewürdigt, sondern in ihrer Lebendigkeit, ihrer Güte, Fürsorge, Ungeduld, ihren Hoffnungen. Doch dieses Bedürfnis der Rettung ist nicht auf Familiarität beschränkt. Z.B. in Fred Wanders „Siebenten Brunnen“² ist die Vergegenwärtigung der Geistigkeit, der Lebensweisheit und des Philosophierens von Mitgefangenen zentral. Als ein Rettender sieht sich der Autobiograf jedoch in eine Umgebung eingekapselt, die aufgrund des Genozids keine Verbindung mehr zu dem von ihm Erinnerten aufweist; allerdings besteht in einer kurzen Periode nach 1945 zumindest die Illusion, ein solches Kontinuum wieder herstellen zu können.³

Drittens: AutobiografInnen kämpfen in ihren Aufzeichnungen gegen Wahnsinn des Weltzustandes und Irrsinn der Köpfe. Das klassische Beispiel dafür sind die als Folge von Essays konzipierten

Erwischte uns der Hausmeister, gab es ein paar Watschen. Daher waren wir darauf vorbereitet, einen „schnellen Abgang“ zu machen. Und rennen konnten wir ziemlich schnell. Dieses Davonrennen war auch ein gutes Training für später. Während des Krieges half es mir sehr. Nicht nur einmal musste ich vor „lieben Mitmenschen“ davonlaufen, um nicht geschlagen zu werden. Nach dem Krieg wurde ich eine ganz brauchbare Stafettenläuferin in der Hakoah.

Aus: Vilma Neuwirth: Glockengasse 29: Eine jüdische Arbeiterfamilie in Wien. Wien 2008, 15

Vilma Neuwirth wurde 1928 in Wien geboren und war das jüngste von acht Kindern. Der Vater war Friseur, die Mutter Hausfrau. Dank der nichtjüdischen Mutter, die sich der Gestapo entgegenstellte, wurden Vater und Kinder nicht deportiert. Nach der Befreiung arbeitete Vilma Neuwirth zuerst als Friseurin und ließ sich in Folge zur Fotografin ausbilden. Im Milena-Verlag erschienen 2008 ihre Erinnerungen „Glockengasse 29. Eine jüdische Arbeiterfamilie in Wien“. Im Vorwort schrieb Elfriede Jelinek, dass das Buch „nicht mehr und nicht weniger als der Bericht über ganz normale Leute [ist], die zu Verbrechern geworden sind, und das jeden Tag aufs neue, und über ebenso normale Leute, die zu Helden eines Überlebenskampfes geworden sind, der kaum zu gewinnen war.“

„Unmeisterlichen Wanderjahre“ Jean Améry⁴, die das Streben des Autors nach einer Vernünftigkeit dramatisieren, die weder bloß selbstzufriedene Tugend angesichts des unabwendlichen Weltlaufs, noch ein naives Vertrauen in die Vernünftigkeit alles Wirklichen voraussetzt. Die Welt bleibt nach der „Endlösung“ eine im Grunde unbegreifliche, doch darum nicht unveränderliche.

Viertens ist die spezifische Perspektive jüdischer Verfolgter zu beachten, die ein Berthold Viertel in „Kindheit eines Cherub – Autobiographische Fragmente“ zu gewinnen versucht.

Berthold Viertel Kindheits-Saga

Aus „Kindheit eines Cherub – Autobiographische Fragmente“

Wir alle beginnen so früh mit unseren „Sagas“ – und wir dichten so viele davon, je nach Bedarf (jeder Mensch sein eigener Haus- und Hof-Dichter): dass es wirklich schwer ist, nach Jahr und Tag Ordnung in dieses Chaos zu bringen. – Alle diese Geschichten, mit dem Ich als Helden, die jeder Mensch sich verfasst, so viele Rollen sich auf den Leib schreibend: jeder Mensch schleppt sie mit sich herum, ganze höchst ungeordnete und unausgelüftete – Bibliotheken davon. Dieses sind die wahren Privat-Bibliotheken. Jeder Mensch verschließt in sich sein eigenes Byzanz, Alexandria und Padua, sein British Museum mit der gestohlenen Akropolis. – Selten die Menschen, welche diese ihre inneren Bibliotheken in Gebrauch nehmen und behalten gelernt haben. –

Man wird hineingeboren in etwas, das man erst später erkennen, erleiden und definieren wird. –

Das also war Wien, im Jahre 1885 der europäischen Zeitrechnung. Ich wurde dort und dann geboren, in die Welt befördert, aber ich war nicht dabei. Mein Vater und meine Mutter waren dabei, ein Arzt, eine Hebamme – und viele Väter und Mütter,

Anmerkungen

1 E.C. Weiskopf: Unter fremden Himmeln. Ein Abriß der deutschen Literatur 1933 – 1947. (Mit einem Anhang von Textproben aus Werken exilierter Schriftsteller.) Berlin 1948. 191 S. – Weiskopf verarbeitete z.T. die Ergebnisse einer Umfrage bei verschiedenen ExilschriftstellerInnen, die 1944 im Umkreis des New Yorker Aurora-Verlages initiiert wurde.

2 Fred Wander: Der siebente Brunnen. Berlin, Weimar 1971.

3 Vgl. dazu Konstantin Kaiser: Phasen der Rezeption und Nicht-Rezeption des Exils in Österreich – skizziert am Skandal der Exilliteratur. In: Evelyn Adunka, Peter Roessler (Hg.): Die Rezeption des Exils. Geschichte und Perspektiven der österreichischen Exilforschung. Wien 2003, 21-34.

4 Jean Améry: Unmeisterliche Wanderjahre. Stuttgart 1971.

von denen ich herkomme, die sich aber ins Dunkel verlieren. Es war schwierig, etwas von ihnen zu erfahren. Sie waren Juden, sie kamen zunächst aus Galizien, dem damals österreichischen Teil Polens. Der Name der Familie ist ein verstümmeltes deutsches Wort, das auf eine Stadt in Deutschland hinweist, die im Mittelalter eine berühmte jüdische Gemeinde beherbergte. So mögen meine Väter sich durch das deutsche Mittelalter durchgezwängt, durchgekämpft und durchgelitten haben. Noch nachträglich eine erschütternde, eine herzerzitternde Perspektive! –

Die Herkunft eines Juden ist meistens von undurchdringlichem Dunkel erfüllt. Diese wahrhaft ägyptische Finsternis pflegt schon bei der dritten Generation nach rückwärts zu beginnen. Die ausmerzende Hand der Diaspora hat die Lebenslinien dieser Familien vernichtet. Der Fluch: „In der Zerstreuung sollst du leben!“ – ist oft vom Schicksal schrecklich ernst und wörtlich genommen worden. Und welchen Grad von innerer und äußerer Zerstreuung erreicht oft solch ein Mensch, der der Sohn ist, der Sohn von alledem, Sohn des Ghettos, Sohn der Vertreibung, der

Studieren war in den Gefängnissen und Lagern des Nationalsozialismus auch eine Überlebensstrategie. In der Haft die eigene Dissertation zu verfassen, blieb Marie Tidl vorbehalten. Eine sensationelle Leistung, die sie mithilfe ihrer Mutter vollbrachte, die an ihrer Stelle Vorlesungen besuchte und ihr Bücher aus den Bibliotheken ins Gefängnis brachte.

Georg Tidl zeichnet die Lebensgeschichte einer mutigen, begabten, konsequenten Frau nach, die seine Mutter war und in ihren Schriften, Prosaarbeiten, Gedichten nie aufgehört hat, gegen die Überwältigung durch das Unmenschliche anzukämpfen. Mit Prosa und Gedichten Marie Tidls und einem Werkverzeichnis.

Georg Tidl, Marie Tidl: Frieden Freiheit Frauenrechte! Leben und Werk der österreichischen Schriftstellerin Marie Tidl 1916 - 1995. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 2018. 274 Seiten. ISBN 978-3-901602-74-0. Euro 24,00



Wanderung, der immer neuen Ankunft in unerforschten und vielleicht ewig unerforschbaren Gegenden, wo der Sprachgeist fremder Völker wie jener Engel mit dem flammenden Schwerte abwehrend vor dem Paradiese einer Heimat steht. –

Es ist kein Jude geboren, dessen Väter und Vorväter nicht das Brot der Verfolgung gebrochen und wieder ausgebrochen haben – Verfolgung um der Verfolgung willen, mit zu diesem Zweck herangebrachten Gründen.

Es ist merkwürdig genug: Man kann oft von der Vorgeschichte eines jüdischen Menschen so wenig Bestimmtes sagen, aber einiges ganz bestimmt. Er ist Jude, also ist er aus der Geschichte herausgeworfen – und doch, auf schwierigen Wegen in die Geschichte wieder hereingebracht.

Was immer das sein mag: Judentum – : Zugehörigkeit zu einer Rasse, einem Volk oder Reste davon, Reste einer Religionsgemeinschaft, einer geistigen Prägung, die durch und durch gegangen ist: jedenfalls, dieses Etwas ist – posthistorisch. Es hat Historie gehabt, ein Land (um es zu verlieren), Priester, Könige, einen eigenen Gott und dessen Gebote und Gesetze. Die Geschichte der Juden schein zum größten Teil die Geschichte eines Gottes (oder Götzen) zu sein, Geschichte eines Bekenntnisses und von dessen Folgen. Ob, was aus Ägypten auswanderte, vielleicht nichts anderes gewesen ist als ein Abhub von Völkern und Rassen, ein Gemisch und Gemengsel, eine proletarische Masse von Pyramidenbauern, eine „Notgemeinschaft“ schon damals – : jedenfalls, unter dem Sinai-Gesetz hat sich das Volk konstituiert, als ein Volk im historischen Sinne. Es ist nicht wichtig für den Nachkommen, hier Legende von beweisbarer Wirklichkeit zu sondern. Dieses Bekenntnis, dieser Gott mag der Sohn oder Vetter anderer Götter sein. Und seine Geschichte mag nachträglich in Linie gebracht worden sein, von den geistig entschlossenen Männern, etwa in der babylonischen Gefangenschaft. Die Lehre selbst ist, wie man

weiß, eine Mischung von Legende, Chronik der Zeiten, Lehre und Dichtung, zuerst einmal zusammengefaßt und – geleimt zu einem Buche, das historisch bestimmt war, „Buch der Bücher“ zu werden, Sämerei europäischer Kulturen, die mit dem Judentum nichts Weiteres und nichts Näheres zu schaffen haben wollen. Man könnte sogar sagen: die Geschichte der Juden ist die Geschichte eines Buches, die Geschichte dieses Buches zunächst. (Wahrscheinlich ist das auch, oft genug, gesagt worden.)

Aber, jedenfalls, Teil der Geschichte ist das alles, gewisse (wenn auch vieldeutige) historische Bedeutung. Nur wollte es schon dem Knaben (den ich erinnern will) vorkommen, als wäre alles Jüdische von Anfang an nur mit einem Fuße in dem gestanden, was man Geschichte nennt. Daß das so war, oder gewesen sein könnte, gehörte zur Saga dieses Knaben. – (Ich nenne es willkürlicher Weise „Saga“, mit einem nordischen Ausdruck, den an sich der Teufel holen möge, weil er oft genug von falschen Lehrern, Wasser trübenden Mythologen mißbraucht worden ist. Gemeint ist jene Legenden- und Märchenbildung um das Ich herum, die in der dunkelsten Kindheit beginnt, den Keim jeder Seele und die Schöpfung jeder inneren Kontinuität, jeder inneren Lebensgeschichte – und das ist jeder individuellen Lebensgeschichte – ausgemacht.) [...]

Es ist schwer, vierzig Jahre später zu den Wurzeln einer Kinderseele zurückzukehren. Besonders schwer, wenn das sich selbst dichtende Ich soviele Wälder und Gärten über diesen Wurzeln aufgebaut hat, wenn soviele dieser inneren Landschaften durch Katastrophen zugrundegegangen sind. Das Ich hat so triftige Gründe, zu vergessen und sich falsch zu erinnern. Falsch, weil um- und umdichtend. Der ernsthafte Versuch, die innere Kontinuität ein Leben lang zu erhalten, ist an sich ein heroischer, und keiner kann da restlos wählerisch in den Mitteln und Methoden sein, keiner, der lebendig, das heißt: ohne Aufgeben der „Logik“

Mittlerweile waren wir die einzigen Juden am Gang. Wir hatten nun zwei SA-Männer und zwei neue Mieter, die jüdische Wohnungen arisiert hatten. Und unter uns die „streng gläubigen Katholiken“, die Vanitscheks. [...] Und speziell sie machten uns in den folgenden sieben Jahren psychisch fertig. Sogar unsere Mutter fürchtete sich nun – und wir natürlich mit ihr. Von diesem Zeitpunkt an durften wir in unserer Wohnung nur mehr bloßfüßig herumgehen, damit ja kein Geräusch nach unten drang. Wir mussten herumschleichen, als wären wir Einbrecher.

Aus: Vilma Neuwirth: Glockengasse 29: Eine jüdische Arbeiterfamilie in Wien. Wien 2008, 67

Es gab auch Nachbarn, die sich uns Juden gegenüber sehr anständig verhielten. Frau Arzberger war eine von ihnen. Sie führte eine Fleischerei in der Glockengasse und gab Mutter sehr oft unter der Budel Fleisch ohne Lebensmittelkarten. Wir Juden hatten Lebensmittelkarten, in denen zwei Drittel der Lebensmittel als „ungültig“ durchgestrichen waren.

Aus: Vilma Neuwirth: Glockengasse 29: Eine jüdische Arbeiterfamilie in Wien. Wien 2008, 90

Ich hielt die Atmosphäre in dieser Wohnung auch nicht aus. Mich trieb es aus unbekanntem Gründen auf die Straße, doch ich kam nicht weit. Kaum hatte ich das Haus verlassen, sah ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Gruppe junger Burschen in Uniform der Hitler-Jugend (HJ). „Da is der Jud“, hörte ich und fing zu laufen an. In der Mollardgasse kannte ich ein Durchhaus zur Wienzeile. Dorthin flüchtete ich und dachte zu entkommen. Doch vergeblich. Im Haus erwischten sie mich und droschen auf mich ein. „Ihr Juden habt unseren Volksgenossen ermordet, dafür müsst Ihr büßen!“ „Ich war's nicht“ oder „Was kann ich dafür?“ oder Ähnliches sagte ich, aber es war sinnlos. Ich versuchte, so gut es ging, mit den Armen meinen Kopf zu schützen. Trotzdem hatte ich ein blutunterlaufenes Auge und mehrere geschwollene Stellen im Gesicht abbekommen. Mir schien die Prügelei endlos. Die Stimme des HJ-Führers klang direkt menschlich, als er sagte: „So, jetzt hat er genug.“

Aus: Walter Stern: Das Überleben hat gelohnt. Erinnerungen eines Metallarbeiters und Betriebsrates. Wien 2008, 35

– zu entrinnen wünscht. Die Logik, die ich hier meine, ist allerdings Märchen-Logik. Die innere Kontinuität, der lebendige Zusammenhang der Erlebnisse, welche die Erinnerung lebendig erhält, ist, was ich „Idealität“ nennen würde. Da ich deutsch und humanistisch geschult bin. Man mißt die Tatsachen an dem Ideal, das man von sich selbst hat, und biegt sie sich zurecht. Es gilt da Biegen und Brechen. Wer dieses biegende „Man“ ist, das am Biegen zu zerbrechen in Gefahr ist, darüber streiten sich die Psychoanalytiker. Aber sie haben es, die Psychoanalytiker, wesentlich leichter als der Psycho-Synthetiker, der jeder Mensch ist, und, auf Gedeih und Verderb, zu sein hat. [...]

Ich wollte, ich wäre dieser Knabe wieder, um seines Umgangs mit den jüdischen Propheten willen. Er kannte sie alle, er unterschied ihre Gesichter, ihre Bärte, ihren Stil, ihr Schicksal, die Merkmale ihrer Innerlichkeit: Natürlich zählte er sich zu ihnen, glaubte – mit bangen Zweifeln – einer von ihnen zu sein. Das war sein frühestes Geheimnis. Gott hatte auch ihn berufen, glaubt er oft. Und in langen Nächten legte er brennende Rechenschaft ab. Diese Nächte, eine nach der anderen, waren ein endloses Zwiegespräch mit dem unsichtbaren Partner, mit ihm, von dem man sich kein Bild machen darf und nie eines machen durfte, weshalb er sich rein erhalten hat. Denn er ist nichts als der Brennpunkt der Seele, das Ziel, wohin die Wünsche und Ängste sich wenden, der Ort aller Bedenken, aber auch aller Weisungen und Befehle. Er ist nicht der brennende Dornbusch und nicht die zürnende Wolke. Das alles sind nur seine Zeichen und Merkmale, die Blindensprache, die er den Menschen gegenüber (deren Sehen ja nur eine Form

Blindheit, eine Blendung durch die Dinge ist) gebrauchen muß. Aber er ist keine Abstraktion, kein Gespenst und Schemen, kein Gedankengerüst – denn er ist die leidenschaftliche Zuwendung zu ihm, dem oft so leidenschaftlich Abgewendeten. Nur leidenschaftliche Seelen können mit ihm umgehen. Und nur wer die Wüste kennt, weiß, wo auf Erden er zuerst „erschieden“ ist.

Aus: Berthold Viertel: Kindheit eines Cherub. Autobiographische Fragmente. Studienausgabe Band 2. Wien 1991, 15-18.

Berthold Viertel, geboren am 28. Juni 1885 in Wien, gestorben am 24. September 1953 in Wien. Schriftsteller, Dramaturg, Regisseur, Essayist und Übersetzer. 1910/11 Mitarbeiter der „Fackel“, 1912–14 Regisseur und Dramaturg der Wiener „Freien Volksbühne“, 1914–17 Militärdienst, danach Theaterkritiker und Feuilletonredakteur beim „Prager Tagblatt“ (Kontakt zu Franz Kafka und Max Brod). 1918 Heirat mit der Schauspielerin Salomea Steuermann, bekannt als Salka Viertel (1889–1978). 1918–23 Regisseur in Dresden und Berlin, 1923 gründete er das expressionistische Theater „Die Truppe“ in Berlin, 1925–28 bei Theater und Film in Deutschland tätig und 1928–47 in den USA und in Großbritannien.kehrte 1947 nach Europa zurück und war 1948 Regisseur in Zürich sowie 1949–53 in Wien, Berlin, Zürich und bei den Salzburger Festspielen: legendäre Inszenierungen der Dramen Tennessee Williams' („Glasmenergie“, „Endstation Sehnsucht“) in eigener Übersetzung am Wiener Akademietheater.

Reihe *anders erinnern* im Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft

www.theodorkramer.at



Gerda Hoffer, Judith Hübner

ZWEI WEGE EIN ZIEL Zwei Frauenschicksale zwischen Wien und Jerusalem

Das Buch zweier Freundinnen, die auf getrennten Wegen nach Jerusalem gelangt sind. Hier wurde Gerda Hoffer zur Schriftstellerin, Judith Hübner schließlich zur Vizebürgermeisterin und Ehrenbürgerin. Beide wurden 1921 in Wien geboren. Gerda wuchs in einem liberalen, linken Umfeld auf, Judith stammt aus einer jüdisch-orthodoxen Kaufmannsfamilie. Beide mussten vor den Nationalsozialisten flüchten. Viele ihrer Freunde und Verwandten, Judiths Eltern und Schwester, Gerdas Jugendliebe wurden ermordet. In Jerusalem wurden Gerda und Judith Freundinnen. Ihre Erinnerungen berichten von zwei sehr verschiedenen Erfahrungen und einem gemeinsamen Ziel: Jerusalem.

Gerda Hoffer, Judith Hübner: Zwei Wege ein Ziel – Zwei Frauenschicksale zwischen Wien und Jerusalem. Hg. von Evelyn Adunka und Konstantin Kaiser. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 2011. 248 Seiten. ISBN: 978-3-901602-42-9. Euro 21,00

Louise Werner

„... ABER MIR HAT DER MARXISMUS BESSER GEFALLEN!“ Erinnerungen 1931 bis 2001

Louise Werners Leben beginnt mit einer Kindheit im Roten Wien und unter dem Austrofaschismus. Kurz vor ihrem zehnten Geburtstag muss sie die Machtergreifung der Nationalsozialisten miterleben. Ihr nach den Nürnberger Gesetzen jüdischer Vater, Angehöriger einer Widerstandsgruppe, wird 1944 im KZ Warschau ermordet. Als überzeugte Sozialistin kritisiert Werner die großen Versäumnisse nach der Befreiung. Sie sieht sich erneut mit autoritären Denk- und Handlungsmustern konfrontiert, mit den Auswirkungen rechter Männerbünde und politischer Seilschaften auf das „Private“, auf Frauen und Kinder.

Louise Werners Autobiographie liest sich als Lehrbuch für konkrete Empörung. Nicht ein Distanzieren und Verachten wird nahe gelegt, sondern ein genaues Benennen und Bekämpfen dessen, was schief lief in der Zweiten Republik – im Hinblick auf die Rechte und Lebensentwürfe der in der NS-Zeit Zurückgesetzten und besonders der Frauen.

Louise Werner: „... aber mir hat der Marxismus besser gefallen!“. Erinnerungen 1931 bis 2001. Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2018. 200 Seiten. ISBN 978-3-901602-76-4. Euro 18,00

Berthold Viertel Fünf Minuten

Da hab ich geschlafen, fünf Minuten,
Und war zu Haus. Wo wir ineinander ruhten,
Losch die Fremde aus.

Doch erwacht, nach fünf Minuten,
Erschrak ich sofort.
Wo wir beieinander ruhten,
Die Fremde war dort.

Heimweh

O wäre in der Kindheit noch ein Unterschlupf
Mit Fieber, Märchenbuch und Guglhupf!
Doch nicht im Tod, gewiß auch nicht im Leben
Wird es noch einmal unsere Kindheit geben.

Aus: Berthold Viertel: Das graue Tuch. Gedichte. Studienausgabe Band 3. Hg. v. Konstantin Kaiser und mit einem Nachwort v. Eberhard Frey. Wien 1994.

Trude Krakauer Ballade vom Niewiederland

Wer seinen Weg im Niewiederland sucht,
der kommt nirgends an und kehrt nimmermehr heim;
er geht nur und geht, um zu gehen.

Er geht durch die Straßen der Nimmermehrstadt,
da stehen vor den Türen und nicken ihm zu
die kleinen, vergessenen Freuden.

Und jede begrüßt er gerührt und beglückt
und jede hält heimlich das Messer gezückt
und stößt es ihm mitten ins Herz.

Wer seines Wegs im Niewiederland geht,
der weiß es kaum, daß er das Messerlein sucht.
Er geht nur und geht, um zu gehen.

Aus: Trude Krakauer: Niewiederland. Gedichte. Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2013, 73.

Trude Krakauer. 1902 Wien – 1995 Bogotá. Fürsorgeschule der Stadt Wien, dann Studium der Medizin und Staatswissenschaften. Dissertation bei Max Adler. Englischkorrespondentin für sozialdemokratische Stellen. Begann in dieser Zeit zu schreiben. 1934-38 im Widerstand gegen die Diktatur in Österreich. 1938 Flucht nach Kolumbien. Heirat mit dem Chemiker Emil Krakauer. Mitglied des „Comité de los Austriacos Libres“. Übersetzerin, später Botschaftssekretärin. Übersetzte lateinamerikanische Autoren ins Deutsche. Ihre Gedichte und Prosa blieben unveröffentlicht. Ein einziges Mal besucht sie Anfang der 1980er Jahre Wien.

Mitgliedschaft Theodor Kramer Gesellschaft

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt Euro 50,- (in Österreich) und Euro 55,- (außerhalb Österreichs). Mitglied der Theodor Kramer Gesellschaft kann jede physische und juristische Person im In- und Ausland werden. Die Mitgliedschaft gilt als fortgesetzt, wenn nicht bis Jahresende der Austritt erklärt worden ist. Bei Direktbezug unserer Bücher erhalten Mitglieder 20 % Rabatt. Der Bezug der Zeitschrift Zwischenwelt und des gleichnamigen Jahrbuches ist im Mitgliedsbeitrag bereits eingeschlossen.

Abonnement Zwischenwelt

Um Zwischenwelt zu abonnieren, brauchen Sie nicht Mitglied der Theodor Kramer Gesellschaft zu sein.

Theodor Kramer Gesellschaft

Engerthstraße 204/40
1020 Wien, Österreich
Tel: +43 (1) 720 83 84
office@theodorkramer.at

Ich erkläre meinen Beitritt zur Theodor Kramer Gesellschaft

- Österreich € 50,- International € 55,- Förder-Mitglied € 75,- / € 80,-
Ich abonniere: Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und Widerstands
 Österreich € 30,- International € 35,- Förderabo € 50,-

Name / Institution

Adresse

Telefonnummer

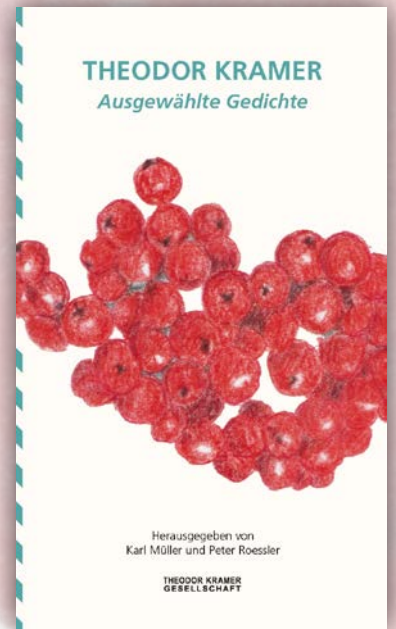
Email-Adresse

Ort, Datum

Unterschrift

Zum lyrischen Riesenwerk Theodor Kramers bietet die Auswahl einen neuen Zugang. Sie versammelt Gedichte aus allen Lebensperioden, stellt die bekannten, „klassischen“ Gedichte neben wenig Bekanntes und zu Unrecht Übersehenes. Das Nachwort führt in Leben und Werk Kramers in großen Zügen ein, das Glossar erleichtert das Verständnis von speziellen Wörtern und Anspielungen in den Gedichten.

Theodor Kramer: Ausgewählte Gedichte
Herausgegeben von Karl Müller und Peter Roessler. Mit einem Nachwort von Peter Roessler. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 2018. 156 Seiten. ISBN 978-3-901602-79-5. Euro 15,00

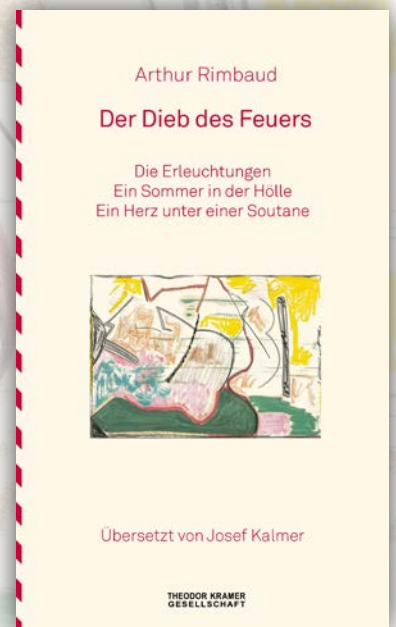


Rimbauds Bruch mit jeder Enge des Geistes, seine antiklerikale Deftigkeit, seine schonungslose Direktheit, schließlich seine Wucht in der Loslösung vom gereimten Gedicht zugunsten der Leuchtstürme seiner wütenden Sphären aus Worten entzündet die Sinne mit dem Feuer, das der Dichterdieb den Hoheiten geraubt den Menschen bringt.

Lydia Mischkulnig

Josef Kalmer, selbst ein Lyriker von Rang, war der große Übersetzer des antifaschistischen Exils. Seine Übertragung von Hauptwerken Arthur Rimbauds ins Deutsche entstand aus einer lebenslangen Beschäftigung mit Rimbaud und Verbundenheit mit dem unbändigen Freiheitswillen des Dichters.

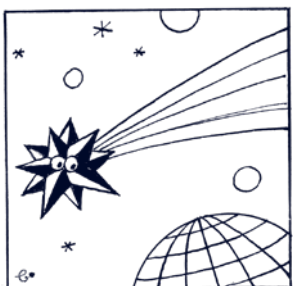
Arthur Rimbaud: Der Dieb des Feuers. Die Erleuchtungen. Ein Sommer in der Hölle. Ein Herz unter einer Soutane
Aus dem Französischen von Josef Kalmer. Mit einem Vorwort von Lydia Mischkulnig. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Alexander Emanuely. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 2018. 166 Seiten. ISBN 978-3-901602-71-9. Euro 15,00



Zwei Stimmen sprechen aus Tamar Radzyners Versen und Chansons: die selbst im Ghetto Lodz und in den Konzentrationslagern Auschwitz und Stutthof bewahrte Hoffnung auf eine gerechtere Welt, und die Verzweiflung der Shoa-Überlebenden über Stalinismus und Antisemitismus in ihrer polnischen Heimat. Geboren 1927, flüchtet sie 1959 mit ihrem Mann und den Kindern Joanna und Olga nach Wien, eignet sich die deutsche Sprache an, wird von Georg Kreisler als Chanson-Schreiberin entdeckt, von ihm und Topsy Küppers gesungen. Die eindringlichen Gedichte und Lieder dieser politisch engagierten Jüdin liegen nun erstmals in gesammelter Form vor.

Tamar Radzyner: Nichts will ich dir sagen. Gedichte und Chansons.
Herausgegeben von Joana Radzyner und Konstantin Kaiser. Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2017. 182 S. ISBN 978-3-901602-59-7 Euro 21,00





www.theodorkramer.at

Förderer:



Kultur



Bundeskanzleramt

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH



Österreichische Post AG MZ 027030485 M Theodor Kramer Gesellschaft Engerthstr. 204/40 1020 Wien ISSN 1606-4321